Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 85 (1959)
Heft: 13

Rubrik: Philius kommentiert

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In Hermann Bahrs Buch, in dem so viele Klugheiten stehen, lese ich über das Thema ‹Des Kranken Recht auf Wahrheit› folgende Stelle:

«Als ich zum letztenmal bei Kainz war, fünf Tage vor dem Ende, lag er ganz still, eingeknickt und gleichsam in sich hinein zusammengezogen, und nur seine Hand, sich leise zu mir hin regend, konnte mich noch grüßen. Ich saß an seinem Bett und begann, wie mir eingeschärft worden war, gleich davon, daß er ja nun die böse Macht des Morphiums bald überwunden hätte; dann wird wieder alles gut sein. Es war nämlich unter uns verabredet, ihm dies vorzusagen; niemals wurde der Name seiner Krankheit ausgesprochen. Alle die Monate her hatten ihm die Freunde beteuert, er werde bis zum Herbst heil sein, und er selbst half ihnen dabei, man sah ihm an, daß er sich Mühe gab, es zu glauben, oder doch uns glauben zu machen, daß er es glaube. Nun aber, indem ich davon sprach, da schlug er die Augen auf und sah mich an, sein Blick war groß und ein letzter trauriger Spott war darin und Müdigkeit von langem Dulden und die Frage: Wozu? Der Blick traf mich so stark, daß ich nichts mehr sagen konnte, und ich schämte mich. Es kam mir da so jämmerlich albern vor, noch immer zu lügen. Und wäre ich nicht feig gewesen, ich hätte lieber seine Hand genommen und ihm nocheinmal gesagt, was er mir all die langen Jahre war und wie weh, daß wir uns jetzt trennen müßten. Aber ich war feig, man ist wohlerzogen. Das Herkommen will, daß wir die Kranken betrügen. Ihnen soll's ein Trost sein, und uns ist es auch bequemer.»

Ich habe in letzter Zeit wiederholt an Bahrs Worte denken müssen. Ich habe in meiner Nähe etliche Fälle solcher Belügung der Kranken. Die Freunde reden von der Krankheit, die Angehörigen reden täglich davon, im Haus wird geredet, und wo man noch schweigen könnte, erscheinen die Gerüchtemacher, die Schwätzer, die Angehörigen des Haus- und Quartiertratsches, und während die ganze Welt die Krankheit beim brutalen Namen nennt, sieht man scheinheilig dem Kranken ins Gesicht, wünscht ihm von Herzen eine gute Besserung und wehe dem Arzt, der mit Bedenken den Kopf schüttelt oder der im Begriffe ist, die Krankheit beim furchtbaren Namen zu nennen, da fällt die Oeffentlichkeit über diesen taktlosen Arzt her.

Man könnte es sich vorstellen, daß es Leute gibt, die aus Mitleid und Takt den Kranken schonen und die ihm die Krankheit damit erleichtern, daß sie so tun, als ob der Tod sich liebenswürdig zurückzöge und ein Wunder bereit wäre, den Krebs zurückkrebsen zu lassen. Aber diese Art von Menschen, ach es gibt sie gar nicht, und wenn es sie einmal gegeben hat, so ist sie jetzt im Aussterben begriffen. Nein, wenn heute die lieben Mitmenschen den Totgezeichneten herzlich als Rekonvaleszenten begrüßen, so tun sie es nur, *weil es das Bequemste ist.* Was müßte man auch tun, wenn man den Kranken nicht belügen wollte? Man müßte, wie Bahr es andeutet, die Hand des armen todkranken Mitmenschen ergreifen und ihm sagen, was er in all den vielen Jahren einem gewesen ist. Das zu sagen wäre eine Bemühung, wäre auf alle Fälle tausendmal schwerer und unbequemer, als ihn einfach anzulügen und sich hinter der Fassade billigen ‹Es wird schon besser kommen› zu verbergen. Aber die heutigen Krankenbesucher sind bereits ungeduldig, sie stehen nicht gerne in Geruchnähe des Todes, sie wollen sich noch nicht mit dem Thema des Scheidens und Sterbens beschäftigen. Sie treten an unser Lager, mit dem Blick auf die Uhr und dem Mißbehagen vor dem Klima des Tragischen. Sie möchten, daß der Kranke guter Laune wäre (während er vielleicht schon längst die Bruderschaft des Todes angenommen hat). Sie sind herzlich froh, wenn der Krankenbesuch wie eine gesellige Teevisite verläuft, wenn man so tun kann, als ob keine Tragik im Hintergrund lauere. Und in solcher Stimmung lügt man denn drauflos, tut so als ob, schlägt einen billigen optimistischen Ton an, und vergißt, daß der Kranke nachher mit seiner Wahrheit wieder gnadenlos allein ist und daß ihn dieses Theater mit Bitterkeit erfüllen wird.

Nun möchte ich aber noch sagen: vielleicht ist nicht jeder Todeskranke gleich zu behandeln. Vielleicht gibt es Todgezeichnete, die nicht stark genug sind, einen angesagten Tod gelassen zu erwarten und die sich lieber mit einer Illusion betören, als mit der Wahrheit hellsichtig machen wollen. Es mag die Aufgabe des Krankenbesuchers sein, als Hellhöriger das Krankenzimmer zu betreten und herauszufühlen, ob man hier die Wahrheit oder Betörung erwartet.

Kleinstadtzauber

In kleinen Städten fühlt man kindlich sich geborgen
und wie von König Andersen verzaubert fast.
Die Sommernachmittage sind wie Sonntagmorgen,
so still verträumt und feierlich und ohne Hast.

Hier gibt es grasumwachsne runde Pflastersteine
und Spitzweg-Apotheken voll Lavendelduft,
und vieles ist noch wie zur Zeit von Heinrich Heine
und riecht nach Biedermeier und Matratzengruft.

Nachts trägt man statt Pyjamas lange Barchenthemden
und weiß vom Nachbar über jeden Schritt Bescheid.
Man haßt und liebt sich gründlich, aber alle Fremden
tun einem, weil sie nicht von hier sind, herzlich leid.

Du bist denn auch im Gasthof irgendwie verloren
und wie ein Leprakranker ausgestoßen fast,
indem am Stammtisch bei den Honoratioren
du nur geduldet wirst, doch nichts zu suchen hast.

Soll man das nun belächeln oder gar verdammen? –
Das Große und das Kleine wohnt oft eng beisammen!

Fridolin Tschudi